

ALOIS BRANDSTETTER, geboren 1938 in AICHMÜHL bei PICHL ist Schriftsteller und war bis 2007 Professor für Ältere Deutsche Sprache und Literatur an der UNIVERSITÄT KLAGENFURT.

Er beschreibt in dem hier wiedergegebenen Text vorerst den freudvollen Umgang der Kinder mit Skiern in der Dorfumgebung und dann den Untergang dieser Freude auf einem Schulsikikurs.

Da ich Ähnliches erlebt habe (vgl. mein „*Skimärchen*“¹) gebe ich die Schilderung von ALOIS BRANDSTETTER aus seinem Büchlein „*Vom Schnee der vergangenen Jahre*“² nun von mir so formatiert wieder, wie sie mich getroffen hat.

ALOIS BRANDSTETTER

Der Wintersport

„Vorerst war die Faßdaube.

Ich bin noch mit Faßdauben *Ski* gefahren, wenn man so sagen kann.

Später kamen die *Denk-Skier*.

DENK hieß ein Rechenmacher und Drechsler, der die Erzeugung von Skiern in sein Produktionsprogramm aufgenommen hatte.

Denk-Skier waren schmal und lang und vorne zu einer Nase zugespitzt.

Man mußte die Skier damals über den Sommer einspannen.

Man legte dazu einen hölzernen Klotz in der Mitte bei den Bindungen zwischen die beiden Skier, schnürte die Bretter hinten und vorne mit einem Strick oder Riemen zusammen und zwängte an den Spitzen, in die eigens aus gekerbten Nasen, ein Stäbchen von ungefähr einem halben Meter Länge, um die Biegung auf dem alten Stand zu halten oder womöglich zu erhöhen.

Um das Biegen zu erleichtern, wurde oft auch mit heißem Wasser oder Dampf nachgeholfen.

Die Skier waren anfangs auf der Unterfläche wie die Faßdauben mehr oder weniger glatt.

¹ Vgl. hierzu den Text „*Ein Skimärchen für großgewordene Kinder*“ zum Downloaden aus dem Internet: www.mathias-zdarsky.de im „*Zdarsky-Archiv*“ unter den „*Downloads*“.

² Alois Brandstetter: „*Vom Schnee der vergangenen Jahre*“ Salzburg/Wien 1979.

Später schnitzte der DENK eine ungefähr einen Zentimeter breite und tiefe Rinne in die Lauffläche, um dem Ski eine bessere Führung zu verleihen.

Auch die Bindungen waren primitiv, massive Backen, später verstellbare, die sich aber oft selbständig machten, sodaß man mit dem Schuh innen oder außen neben dem Ski stand, Riemen mit Schnallen, dann gedrehte Federn, die man in eine tiefe Rille am Absatz des Schuhs einlegte, bevor man die Feder mit einem Schnapper spannte.

Entsprechend war auch das Schuhwerk, man hielt für den Sport alles das für angebracht und *lang gut* (gut genug), was zu sonst nichts mehr taugte.

Das sehe ich für eine durchaus würdige menschliche Haltung einer Nebensache gegenüber an.

Unvergeßlich bleibt mir die Werkstatt des alten DENK, ein stubenartiger, relativ niedriger Raum, mit dicken Mauern, kleinen Fenstern, einer Werkbank, einer Drehbank für Drechslerarbeiten, einer Bandsäge, einer Kreissäge, dicht unter der Decke eine Transmission, einem schlanken, zylindrischen Ofen mit einem elendlangen, um die Ecke gewundenen Rohr und rundum an allen Wänden, auch in verschiedenen Mauernischen und Kästen Werkzeug über Werkzeug, Hämmer aller Art, Sägen, Stemmeisen, Hobel, sogenannte Reifmesser für die Arbeit an der sogenannten Heindelbank, Hacken, Dorne, Feilen und so weiter.

Rechen wurden aus Eschenholz hergestellt.

Es gab dabei zwei Typen, den kleinen Heugrechen und den großen Streifrechen.

Ein Streifrechen war doppelt so breit wie der Heugrechen und hatte statt des einfachen Stiels eine gespaltene Gabel mit seitlicher Verstrebung, dieser große Rechen war vor allem zum Nachheuen beim Einführen bestimmt.

Einmal geriet uns ein solcher Rechen unter den Wagen, und es gab ein Knistern und Krachen vom Brechen der Zähne und der Haltestreben.

Das war ein beträchtlicher Schaden und ein schlechtes Vorzeichen.

Die Zähne, die in das Blatt eingesetzt wurden, mußten absolut trocken sein, um fest zu sitzen.

Der DENK brachte darum immer Körbe voller Zähne zu uns, wo sie über dem Backofen eine Zeitlang gelagert und getrocknet wurden.

Trocken pflanzte er sie streng ins Blatt ein, dann steckte er die fertigen Rechen eine Nacht in das Wasser einer kleinen *Lacke* neben seinem Haus, anschließend waren die Zähne wie angewachsen.

Durch die Erfahrung im Umgang mit der Esche, die auch für Skier verwendet wurde, war der DENK schließlich auch der gegebene Skierzeuger.

Er widmete sich diesem Geschäft, wenn auch mit einem gewissen Unernst und geistigen Vorbehalt, hielt wohl diejenigen, die sich für diesen Artikel interessierten, für ein wenig verrückt.

Ein Rechen hatte einen Sinn.

Er war selbst ein Mann über die Sechzig, gichtleidend, und benützte darum beim Gehen immer einen Stock.

Getestet hat er seine Skier natürlich nie.

Trotzdem waren sie im Umkreis bekannt und gefragt.

Es werden, meiner Schätzung nach, so an die 50 Paar gewesen sein, die seine heimelige Werkstatt verlassen haben.

Das Skifahren war ein einziger Kampf mit dem Material.

Groß aber war der Einfallsreichtum der Kinder und Jugendlichen, um sich auf den Skiern zu erhalten.

Im Circus sieht man manchmal Clowns und Komiker, die den Tolpatsch spielen und ununterbrochen aus dem Gleichgewicht zu geraten drohen, sich aber im letzten Augenblick immer noch fangen, ein solches fortgesetztes Fallen und dem Fall Zutvorkommen, sich aus den unglaublichsten und, physikalisch gesehen, unmöglichsten Lagen aufzurichten und ins Lot zu bringen -

- das war die Kunst des Skifahrens;
- ich habe es so in Erinnerung, daß die Skier fuhren und man versuchte mitzufahren;
- Richtung und Tempo aber bestimmten das Gelände und die Ausrüstung.

Und es gab genug Zusammenstöße.

Oft krachten zwei mit voller Wucht zusammen, oder es fuhr einer gegen einen Baum, daß die Eschenbretter des DENK splitterten und zu Bruch gingen.

Manchmal aber schien ein Zusammenstoß oder ein Anprall unvermeidlich, und plötzlich überlegten es sich die Skier des einen und schwenkten kurz vor dem Unglück, wie von einer Zauberhand gelenkt, in eine andere Richtung ab, als ob nichts gewesen wäre.

Mit Faßdauben und Gummistiefeln zu fahren, verlangte das Äußerste an Körperbeherrschung.

Es glich einem Rodeo.

Und doch gab es welche, die mit ihren Dauben über Sprungschanzen gingen und zehn und mehr Meter durch die Luft flogen.

Da man bei Dauben in der Mitte in einer Art Tal stand, konnte man sich während der Fahrt zwischendurch auch drehen und verkehrt fahren, was bei heutigen Skiern mit ihrer eindeutigen Orientierung nicht mehr möglich ist.

Im Jahre 1953 absolvierte ich mit *Denkskiern* einen Schulsikurs, den Sikurs meines Lebens.

Einige Klassen des WELSER Gymnasiums, so auch meine, fuhren nach RADSTADT, um auf der FELSER ALM in den TAUERN eine Woche lang den Skilauf zu erlernen oder zu vervollkommen.

Die Schülerinnen und Schüler der 5. Klassen standen schon am Bahnsteig, als ich, der einzige Fahrschüler meiner Klasse vom Land, dort eintraf.

Ich erregte mit meiner Ausrüstung kein geringes Aufsehen.

Die Mitschüler hatten damals alle bereits vielfach verleimte Markenski oder Skier aus Metall oder Kunststoff und auch sonst gute Ausrüstung, während ich mit ein Paar *Denkskiern* mit zwei Schnäbeln an den Spitzen, altertümlichen Bindungen und zwei Haselnußstecken mit Schneetellern aus einer gebogenen Gerte und Lederspeichen und Schlaufen aus einem Kalbstrick daherkam.

Auch meine Kleidung war nicht auf dem neuesten Stand der Mode.

Mutter hatte gefunden, daß Kniehosen mit Gamaschen um die Waden zum Skirutschen das Beste seien.

Die Skischuhe waren umgewidmete *Goiserer* mit der tiefen, mit einer Rundraspel hergestellten Rille am Absatz.

Ich trug einen *Hubertusmantel* und eine Zipfelmütze, außerdem einen schweren Rucksack und als Handgepäck ein kleines Kofferchen, an dem ich die Skistöcke festgezurt hatte.

Der Turnlehrer sah bedenklich auf mein Material und meinte, damit würde das Skifahren sicher nicht ganz leicht werden. . .

Die Mitschüler staunten über meine Ausrüstung, und auch ich merkte den Abstand meines Materials von ihrem - und schämte mich.

Mit Bitterkeit dachte ich an die Eltern, vor allem an den Vater, der für den Sport absolut nichts übrig hatte und der mich in diese ungute Außenseiterlage gebracht hatte.

Als wir am ersten Morgen des Kurses in vier Gruppen eingeteilt wurden, fand ich mich sofort und automatisch in der vierten und letzten.

Der Turnlehrer besorgte mir nach den ersten Übungen ein Paar von den Leihskiern, wie sie für alle Fälle in der Hütte standen.

Es zeigte sich aber, daß ich mich damit noch schwerer tat als mit den gewohnten Brettern.

So ließ mich der Lehrer bei meinem unorthodoxen Balancestil und machte auch keine weiteren Anstrengungen, mich in die fremden und meinem Gerät unangemessenen Regeln des alpinen Skilaufs hineinzuzwingen.

Ich fuhr den angestammten Denkstil, und die paar Mann der letzten Gruppe und unser Betreuer staunten sogar manchmal nicht wenig, was ich auf meinen unberechenbaren und unlenkbaren Brettern an Stehvermögen bewies.

Die Hänge waren damals noch nicht so bevölkert wie heute, sodaß der Mangel an Dirigierbarkeit nicht so sehr ins Gewicht fiel.

Heute würde ein solcher Irrläufer und Geisterfahrer Katastrophen anrichten und Liftverbot und einen Pistenverweis bekommen.

Es ging soweit alles gut, bis einmal alle Gruppen gemeinsam ein Stück der Paßstraße, die von RADSTADT herauf wegen des vielen Schnees für den Verkehr unpassierbar geworden war, mit den Skiern abfuhren.

Man mußte hier in einem relativ schmalen, vielleicht sieben oder acht Meter breiten Graben zwischen meterhohen Schneemauern talwärts.

Sicherheitshalber fuhr ich gleich einmal als letzter.

Die übrigen Schüler hatten sich schon lange an einem tiefergelegenen Punkt gesammelt, als ich noch auf halber Strecke einen verzweifelten Kampf kämpfte.

Hier und unter diesen Bedingungen wirkte sich ein Umstand besonders gravierend und verhängnisvoll aus, daß mir nämlich mein Freund zu Hause auf die *Denkbretter* Stahlkanten montiert hatte, diese aber verkehrt herum anbrachte, mit dem sogenannten Stoß nach vorne.

Links und rechts von den Skiern staubte an den Verbindungsstellen der einzelnen Kanten der Schnee zur Seite.

So verrissen die Skier auch alle Daumenlang je nach Belastung, was diesmal zur Folge hatte, daß ich mich alle fünfzig bis hundert Meter so tief in die Schneewände bohrte, daß ich nur mit Mühe wieder herauskam.

Das alles sah natürlich für Außenstehende sehr lächerlich aus, und obwohl sich die Mitschüler und die Mädchen der Parallelklassen bisher mit Spott zurückgehalten hatten, weil sie meine Ausrüstung und meine Fahrweise eher als einen Sozialfall ansahen, über den man nicht lachen durfte, sondern mit dem man im Gegenteil Mitleid haben mußte, lösten mein verzweifeltes Pendeln zwischen der rechten und der linken Schneewand und meine aussichtslosen Versuche, in der Mitte zu bleiben, diesmal ein großes Gelächter aus.

Sie nannten mich Schneemann.

Ich sah durch das viele Stürzen, Eingraben und Auf- und Herausrappeln verwegen aus, die Gamaschen hatten sich gelöst, die gesamte Kleidung war angegriffen.

Und angegriffen war vor allem mein Selbstwertgefühl.

Ich machte zwar gute Miene zum bösen Spiel (was man freilich kaum sah, weil ich soviel wie eingeschneit war), war aber im Innersten getroffen und verletzt.

Dies alles war nicht so lustig wie vielleicht diese Geschichte.

Mir war widerfahren, wovor ich immer die größte Angst hatte, nämlich zum Gespött zu werden.

Mir war richtig nach *Ecce homo* zu Mute, und ich belohnte mich wohl auch ein wenig mit Selbstmitleid.

Fest stand aber für mich, daß ich in Zukunft keine weiteren Skiversuche mehr starten wollte.

Ich habe mich auch in den folgenden Jahren, meist als einziger, regelmäßig von den Skikursen abgemeldet.

Da ich auch an den Tanzkursen und anderen Gesellschaften der Klasse nicht teilnahm, erwarb ich mir allmählich einen soliden Ruf als Spielverderber.

Ich habe seit dem damaligen Skikurs keine neue Anstrengung mehr unternommen, um das Skifahren zu erlernen, ich bin dem Skisport somit treu geblieben.

Ich habe mich hundertemal der Reklame widersetzt und mir weder solche noch andere Skier gekauft.

Einen guten hölzernen Rechen würde ich mir kaufen, den gibt es aber nicht mehr, so wie es den alten DENK nicht mehr gibt.

Auch habe ich immer allen Parolen vom Nutzen und von der Notwendigkeit des Fremdenverkehrs und des Wintersports mißtraut.

Neuerdings kommt man uns ganz raffiniert.

Plötzlich heißt es, jeder, der nicht Ski fährt, leiste keinen Beitrag zur Erhaltung der Arbeitsplätze in der Skiindustrie.

Mich aber läßt der Winter kalt.

Ich sitze hinter dem Ofen, drehe das Radio auf und höre Meldungen über verstopfte Straßen zu den Wintersportorten, über Skiunfälle, Seilbahn und Lawinenunglücke.

Ein richtiger Skimuffel, setze ich mich hin, schreibe eine Geschichte über den Wintersport und gefährde seelenruhig Arbeitsplätze.

Über seinen Geburtsort AICHMÜHL in OBERÖSTERREICH schreibt ALOIS BRANDSTETTER:

„In AICHMÜHL müssen einmal in einer weit zurückliegenden, fernen Vergangenheit, als die Baiern oder Bajuwaren das Land nahmen und den Urwald rodeten, den sie den Markomannen abgetrutzt hatten, viele Eichen gestanden sein, wie anders sollte man sich den Ortsnamen erklären.

Noch als ich heranwuchs, gab es entlang des Baches und im umliegenden Gelände viele Eichen, *Eichelbäume*, wie sie in der Mundart heißen:

- eines Tages aber fuhren Agenten eines Skifabrikanten aus RIED IM INNKREIS durch das Land und kauften Holz;
- kurze Zeit später folgte den Einkäufern ein fliegendes Kommando von Holzknechten mit allerlei Kettensägen und anderem modernen mechanischen Gerät;
- sie machten die schweren Eichen, die jahrhundertealten ehrwürdigen Bäume, mir nichts dir nichts nieder und zahlten den Bauern den vereinbarten Judaslohn.

Ich bin über diesen Baumfrevel zu Tode erschrocken, als ich in den ersten Weihnachtsferien meines Studiums im Jahre 1957 nach Hause kam und die unsägliche Bescherung sah.

So war nun nicht nur der Ortsname AICHMÜHL, sondern es waren auch die Eichen selbst verschwunden:

- der Straßenmeister hatte ungefragt eine onomastische Flurreinigung vorgenommen und uns bei GEISENSHEIM angegliedert;
- der RIEDER Skifabrikant aber hatte uns um die Eichelbäume gebracht.

Mich erfaßte über die Schandtät des Skifabrikanten und die freche Eigenmächtigkeit der Straßenmeisterei ein heiliger Zorn.

Ich machte auch meinen Eltern bittere Vorwürfe, daß sie nicht genug Durchsetzungsvermögen und Überzeugungskraft der Behörde und auch den Nachbarn gegenüber gehabt hätten, die Wahrzeichen der Ortschaft und ihren durch Alter geheiligten Namen gegen diese kulturlosen Barbaren und Geschäftemacher zu schützen und zu verteidigen.

Und ich hielt der gesamten Familie bei einem Mittagessen einen langen Vortrag zum Thema »*Baum und Eiche*«.

Ich hatte mich im Rahmen meiner eben begonnenen germanistischen Studien über die oberösterreichische Mundart mit den Ortsnamen meiner Heimatgemeinde befaßt und war gerade dem Namen und dem Kult der Eiche im Zusammenhang mit AICHMÜHL mit besonderer Neugier nachgegangen.

Ich stand, was das Eichenthema betraf, voll im mundart- und altertumskundlichen Saft und wußte über diesen Gegenstand eine Menge und mehr, als man während eines hastig eingenommenen Mittagessens bei einem Bauern und Gewerbetreibenden anbringen konnte.

Ich erzählte also, daß die Eiche allen indogermanischen Völkern, aber auch anderen Völkerschaften, wie den JAPANERN, seit Jahrtausenden heilig, ja sakrosankt gewesen sei.

Auch dem griechischen Gott ZEUS war in DODONA eine Eiche geweiht.

Das sind alte heidnische Geschichten, sagte der Vater.

Sicher sind das alte Geschichten, sagte ich, aber es gibt auch genug christliche Wallfahrtsorte, in deren Entstehungsgeschichte Eichen oder andere Bäume wie Eschen, Eiben und Linden und so weiter eine wichtige Rolle spielen, man denke etwa an MARIA EICH.

Im Jahre 451 wurden bei CHALKEDON unter einer Eiche sogar eine Synode und ein Konzil abgehalten.

Und ich sagte, daß ich dem Skifabrikanten für seine Untat die Schmerzen der DRYADEN, der weiblichen griechischen Baumgeister (deren Name auf *drys* zurückgehe, was auf deutsch Eiche heiße), die die Verletzung des Baumes als eigene Wunde empfanden, auf den Leib wünschte."